

Rumänisch Land und Volk

Autor(en): **Wolgin, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572790>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ist dem Tod nahe, und ich will Sie haben oder niemand. Ich kenne Ihre Kniffe und habe mich darauf vorbereitet.“

„Kniffe?“ sagte ich, „Kniffe! Sie Schurke!“

„Nun gut, nennen Sie mich, wie es Ihnen beliebt, das ist mir ganz gleichgültig. Nur lasse ich mich nicht zum Narren halten. Sie schreiben mir ein Rezept, hier sind fünf Dollars, und hier ist auch ein Revolver, um Ihnen das Hirn herauszublasen, wenn Sie es nicht tun!“

Und wirklich hielt er mir einen Revolver an den Kopf. Denken Sie sich nun, mein Freund, die Situation, in der ich mich befand. Ich wußte nicht, war der Halunke geisteskrank oder nicht. Es war dies nicht der Augenblick zu ruhiger Ueberlegung. Ich nahm die Feder zur Hand, und nachdem ich zuerst einen kräftigen Protest niedergeschrieben, den ich bei Andrews zu hinterlegen gedachte für den Fall, daß ich wegen unbefugter Kurpfuscherei verfolgt werden sollte, warf ich folgende Worte auf ein Stück Papier und händigte das vermeintliche Rezept dem Mann ein. Es lautete: »De gustibus non est disputandum«. Meine Handschrift ist so unleserlich, daß das Ding in der Tat wie ein wirkliches Rezept aussah. Der Mann nahm es und legte eine Fünfdollarnote auf meinen Tisch, die ich zu einem Kügelchen zusammenknitterte und ihm an den Kopf warf. Er ging fort.

Jene Nacht ging ich zu Perkins Apotheke hinüber und fand den Gehilfen dort allein.

„War nicht heute ein Mann da mit einem von mir geschriebenen Rezept?“ fragte ich.

„Ja, Doktor,“ sagte er.

„Was machten Sie damit?“

„Natürlich führte ich es aus.“

„Wie, Sie führten es aus! Hoffentlich haben Sie doch das nicht versucht, oder taten Sie es wirklich?“

„Gewiß, warum denn nicht?“ sagte der Jüngling lächelnd.

„Wozu anders sind denn die Rezepte da, nicht wahr?“

Ich sank auf einen Stuhl nieder. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. „Waren irgendwelche Gifte in der Medizin?“ fragte ich.

„Das sollten doch Sie wissen,“ sagte er. „Zwei oder drei, denke ich, doch nicht genug, um zu töten. Doch im Grund, was liegt Ihnen daran? Frau Mc. Guire befindet sich ganz wohl.“

„Was für eine Frau Mc. Guire?“

„Die Frau, für die Sie das Rezept schrieben. Sie gedenkt, morgen an ein Picknick zu gehen. Sie sagt, in ihrem Leben habe sie sich nie so wohl gefühlt. Herr Mc. Guire äußerte sich, daß er für sein Geld Sie zum Arzt haben wolle, solange Sie hier bleiben.“

Nun, ich ging zurück an meine Studien, der Hoffnung mich hingebend, daß dies wohl der letzte Unsinn gewesen, den ich zu hören bekommen. Doch hätte ich es besser wissen sollen.

In der Tat ist es wunderbar, wie schnell Gerüchte ihre Verbreitung finden in einer Gegend wie diese, wo es gar keine Zeitungen gibt, solche Nachrichten zu veröffentlichen. Innerhalb einer Woche strömten Invalide in solcher Zahl nach Boraz, daß zwei Postkutschen mehr auf die Linie rücken mußten und Andrews kein leeres Zimmer mehr im Hause hatte. Schon fing er an, Pläne zu zeichnen für einen neuen Flügel am Hotel, und ich konnte mich nicht mehr rühren und nicht mehr das Zimmer verlassen, ohne damit belästigt zu werden, irgend eine Heilung zu vollbringen.

(Schluß folgt).

Rumänisch Land und Volk.

Nachdruck verboten.

Ethnographische Skizze von Ph. Wolgin. Aus dem Russischen übersezt von J. Bürl, Wilderswyl.

Bis zum Jahr 1859 bestand Rumänien aus zwei besondern Fürstentümern, der Moldau und der Walachei, die beide Untertanenländer der Pforte waren. Die Fürsten, Hospodaren genannt, verdankten ihren Thron häufig dem Einfluß Rußlands. Zur Zeit schwerer Verfolgungen fanden ihrer nicht wenige in Rußland eine zweite Heimat und wurden russische Bürger, wie z. B. die Kantakleren, von denen ein berühmter russischer Schriftsteller dieses Namens abstammt.

In Bezug auf Handel und Gewerbe stand Rumänien stets in engen Beziehungen mit seinem Nachbar, dem großen russischen Reich. Diefem verdankte es auch seine Befreiung vom türkischen Joche.

Wie die andern Völker der Balkanhalbinsel, die zur Zeit der Blüte der türkischen Macht unter die Herrschaft des Halbmonds gefallen waren, so konnten sich auch die Rumänen dem allgemeinen Schicksal nicht entziehen und mußten den Sultan als ihren Herrn anerkennen. Allein die große Entfernung Rumäniens von Stambul und der im Verhältnis zur Unwissenheit und Indolenz der Türken wenigstens bei der städtischen Bevölkerung herrschende hohe Grad von Kultur und Bildung ließ die Rumänen in politischer Beziehung nie so tief fallen wie die Serben und Griechen. Die Rumänen (vorzüglich die Walachen und Moldauer) wußten sich stets eine gewisse Selbständigkeit in der innern Politik zu wahren und hatten stets ihre eigenen Fürsten. Infolgedessen vollzog sich beim Niedergang der Türkei die Er kämpfung der Selbständigkeit bei den Rumänen verhältnismäßig leicht und ohne jene blutigen Opfer, welche die Griechen, Bulgaren und Serben zu erdulden hatten.

Rumänien erklärte sich offiziell als unabhängig im Anfang des letzten russisch-türkischen Krieges; es würde ihm jedoch ohne Zweifel viel früher gelungen sein, wenn nicht die beständigen Streitigkeiten der Bojaren-Familien unter sich und mit den Fürsten dies verhindert hätten.

Die Geschichte Rumäniens erzählt uns schon von den ältesten Zeiten an von nichts als Zerwürfissen und Kämpfen, deren Ursachen ohne Zweifel in den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Stämme, aus denen die Bevölkerung zusammengesetzt ist, liegen. Bekanntlich stammt das rumänische Volk von römischen Kolonisten ab, die sich hier mit den Eingebornen, den Dacern, vermischt haben. Mit diesen vereinigten sich später slawische Elemente,

obwohl die Rumänen ihre Verwandtschaft mit den Slawen in Abrede stellen und sich als direkte Nachkommen der Römer betrachten. Diese Stammesvermischung zeigt sich auch in der Sprache des Volkes, die eine große Zahl lateinischer und slawischer Wurzeln besitzt. Die rumänische Sprache ist nicht gerade wohlklingend; vor allem ermüden die unaufhörlichen *al und ah*, mit denen die meisten Wörter endigen, das Ohr.

Die Rumänen sind ein nüchternes, arbeitsfrohes Volk, das ohne Zweifel einer glänzenden Zukunft entgegengeht. Schon jetzt ist Rumänien unter der Regierung Karls I. ein ganz europäisches Land geworden.

Karl I. (geboren 1839, gekrönt 1881) erfreut sich, obwohl er ein Fremder ist aus dem Hohenzollernschen Hause, bei den Rumänen infolge seiner vortrefflichen Regierung einer großen Beliebtheit, und seine Gemahlin, die Königin Elisabetha (von Wied), geboren 1843, liebt Rumänien wie ihr zweites Vaterland. Ohne sich in die Regierungsgeschäfte zu mischen, gibt sie sich ganz der Wohltätigkeit hin; auch mit Literatur beschäftigt sich ihr außerordentliches Talent, und ihr Pseudonym Carmen Sylva ist bereits in der ganzen zivilisierten Welt bekannt. Von ihr rührt u. a. eine schöne Beschreibung Rumäniens und seiner Hauptstadt Bukarest (rum. Bukurescht) her, die wir hier wiedergeben.

„Mit seinen unendlichen Ebenen, seinen jumpfigen, von wenig Menschen, aber um so mehr Fröschen bevölkerten Niederungen, seinem breiten Strome, der still seine Bogen durch die einsame Ebene und Steppe wälzt, macht Rumänien auf den Fremden anfänglich einen traurigen, niedererschlagenden Eindruck. An Feiertagen jedoch verleihen die malerischen Kostüme und die hübschen Gesichter der Landleute der Landschaft Farbe und Leben. Auf dem Grund schwarzer Felber oder inmitten des feinen Staubes der Landstraßen heben sich dann wie glänzende Flecken die blendend weißen Hemden mit ihrem roten oder schwarzen Besatz und ihren Goldstickereien ab. Die dünnen, lichten Kopfbedeckungen oder Tschadras der Frauen, bald aus Lein, bald aus Wolle gefertigt, bald von weißer, bald von hellroter, bald von gelber oder grauer Farbe, flattern lustig im Winde und sind ebenso wie die hellroten und dunkelroten Röcke der Mädchen und Frauen schon auf weite Entfernung sichtbar. Da und dort sieht man, wie sich mit bewunderungswürdiger



Idyll aus Oettingen im Wiesental. Federzeichnung von Jakob Biller, Basel.

Geschwindigkeit, fast wie auf Schienen, ein Bauer mit seinen mageren kleinen Pferden in kleinem, gleichmäßigem Trab vorwärtsbewegt. An seinem Rücken flattert ein Mantel aus Ziegenhaaren, in schönen weichen Falten von der Schulter auf den Rücken des Pferdes herniederhängend. Auf der Brust trägt er ein Vortuch, das bis zum Gürtel reicht und mit bunten Stickereien, die an die Tätowierungen der Indianer erinnern, geschmückt ist. Der drei Hand breite Gürtel enthält eine ganze Sammlung von Pistolen und Messern jeder Art. Das an den Ärmeln und dem Schoß mit schönen Stickereien versehene Hemd geht unten in ein Gewebe aus weißem, selbstgefertigtem Tuch über; der Kopfschmuck besteht in einem großen weißen Hut, unter dem die dichten, langen, wie Pech so schwarzen Locken hervorkommen.

Die Hauptstadt Rumäniens, Bukarest, ist zwischen Hügeln in reizenden Tälern gelegen und erinnert mit ihren glänzenden, von der Sonne beschienenen Dächern, mit ihren Hunderten von blau, grün, gelb und rot angestrichenen und mit blendendem Sonnenlicht übergossenen Kirchen und Häuschen an Moskau. Vor allem überrascht uns die große Menge der Kirchen und der Zwergbau der Häuser. Diese erscheinen uns so eng und klein, daß wir nicht begreifen können, wie erwachsene Personen darin herumgehen können, ohne mit der Stirne das Dach zu berühren. Was sodann dem frisch angekommenen Fremden auffällt, ist das Vorherrschende der weißen Farbe, vorzüglich in der Kleidung der Männer und Weiber. Alle diese weißen Kaftane und Hemden, diese weißen, mit Spitzen umranderten Tücher, die mit einem Büschchen hellroter Nelken den gewöhnlichen Kopfschmuck der Rumänin bilden, diese weißen Hüte der Männer, dieses Uebermaß der weißen Farbe zu Stadt und Land, berührt das Auge anfänglich unangenehm und erscheint ihm sonderbar, bis es sich endlich überzeugt hat, daß dies die einzige Farbe ist, die sowohl die brennenden Sonnenstrahlen als den lästigen Staub errägt.

Das alte und das neue Bukarest haben nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander. Seit einiger Zeit werden jedes Jahr Hunderte neuer Häuser erbaut, und da, wo man früher bei jedem Schritt in ein Loch trat und sich auf den zerbrochenen Sandsteinen der Gefahr aussetzte, die Füße zu verrenken, befinden sich jetzt prächtig gepflasterte Chaussees. Malerische und originelle Gassen sind nur noch wenige zu sehen; doch gibt es einige, in denen die Türen der Häuser mit hellfarbigen Tüchern oder mit grünem oder zimtbraunem Belag geschmückt sind. Die andern Quartiere Bukarests bilden mit ihren fast lächerlich kleinen Häusern, die sich hinter dem grünen Laub der Bäume verstecken, und den zahlreichen Weiden, die jedes Jahr einer beträchtlichen Menge ihrer Zweige und jungen Schößlinge beraubt werden, und mit ihren weißen Akazienbäumen, die mit ihrem Wohlgeruch die ganze Stadt erfüllen, ein außerordentlich malerisches Gemälde. Ueberall sieht man auf den Gassen offene Kästen mit Schuhwaren, Schlosserartikeln, Brot und andern Schwaren, und fast bei jedem Schritt tritt uns eine jener dunkeln und engen Schenken entgegen, in denen Slibanka oder Pflaumenwasser verkauft wird. Im Hintergrunde einer solchen düstern Kneipe hebt sich wie eine gespenstische Erscheinung die traurige Gestalt des Verkäufers ab, mit dem sanften Ausdruck seiner großen, schwermüthigen Augen und seinem trüben Lächeln auf den Lippen.

Je mehr wir uns der ‚Dimbrovika‘ (auf deutsch Eichenblatt) nähern, um so mehr häufen sich die Häuser und Häuschen zusammen und gewähren mit ihren kleinen Balkonen, ihren freistehenden Säulchen und den Holzschnitzereien einen außerordentlich malerischen Anblick. Heutzutage ist der Fluß in ein Bett von Granitsteinen eingezwängt, und an seinen eiförmigen und sumpfigen und schmutzigen Ufern erheben sich jetzt saubere Quais mit prächtigen neuen Gebäuden, Bazaren, Schlachthäusern, Schulen, Kasernen und schönen Kirchen. Früher zeigte die Ufer der Dimbrovika ein ganz anderes Bild. Hier wälzten

sich einst frohe Kinderscharen bis zu den Gürteln im Schlamm herum und erstikten mit ihren weittönenden hellen Stimmen das Geschrei und den Lärm der Erwachsenen. Die Wasserträger gingen mit ihren Ochsen und ihrem Faß direkt an den Fluß und scheuten sich nicht, bis über die Kniee hinauf ins Wasser zu gehen, um ihre Fässer um so bequemer füllen zu können. Im tiefen Uferschlamm konnte man da und dort die undeutlichen Umrisse dunkler, an der Sonne liegender Massen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den Rücken von Flußpferden zeigten, und eine Menge von Köpfen erblickten, die mit enormen, nach rückwärts gebogenen Hörnern und glänzend schwarzen Schnauzen geschmückt waren. Es waren Büffel. Auf den Feldern und den größeren Straßen, ja selbst auf den Straßen der Stadt begegnet man noch jetzt überall Fuhrwerken, die mit diesen Tieren bespannt sind.

Die Rumänen bespannen ihre Fuhrwerke auch mit Pferden; acht, zehn, zwölf, ja sogar sechzehn kleine Pferde sind an Riemen gespannt. Auf einem sitzt ein Knabe und leitet alle zusammen auf bewunderungswürdige Weise, indem er sie mit einer langen Peitsche, die er in einem fort über ihnen schwingt, zu rascherem Laufe antreibt, während der Fuhrmann langsam neben dem Wagen einhergeht oder in diesem, der ganzen Länge nach ausgestreckt, schläft. Bisweilen macht er inmitten einer einsamen Ebene bei einem Brunnen Halt, um sich selbst und seine Tiere zu erfrischen. Ein solcher Brunnen hat allerdings mehr Ähnlichkeit mit einem Galgen; allein in einer solchen Gegend ist er von ungeheurem Wert, und der Mensch,

der sich die Mühe gegeben hat, einen Brunnen zu graben, wird von jedermann gesegnet und hoch in Ehren gehalten; ja einem überall bekannten Sprichworte gemäß werden einem solchen Menschen viele Sünden vergeben. Jeder, der beim Brunnen seinen Durst löscht oder seine Tiere trinkt, muß, nachdem er zur vorläufigen Entfernung jeder Unreinigkeit das Wasser abgelassen hat, die Worte aussprechen: „Gott verzeihe ihm!“ So verlangt es die Sitte.

Auf den Straßen Bukarests ist der Verkehr mittelst Kutschen und Equipagen aller Art äußerst lebhaft und ununterbrochen. Die Zahl der Kutscher ist enorm. Die meisten sind russische Sektierer. Sie sind bartlos und tragen einen langen schwarzen Rock aus Sammt, der an den Hüften durch eine farbige Leibbinde zusammengehalten wird; sie fahren außerordentlich schnell und halten die Zügel, wie die Kutscher von St. Petersburg, stets mit ausgestreckten Armen. Die meisten Straßen der Stadt sind so eng, daß es eine große Geschicklichkeit erfordert, die Pferde richtig zu lenken, namentlich wenn man die hier übliche rasende Schnelligkeit der Kutschen in Betracht zieht; daher ist das Geräusch, das die Fuhrwerke verursachen, hier bedeutend stärker als in jeder andern Hauptstadt Europas. Dazu kommt noch der Lärm, den die ungeheure Menge der Händler jeder Art mit dem Ausrufen der Waren verursacht. Es sind meistens Bulgaren mit weißem oder rotem Fetz als Kopfbedeckung, und diese verkaufen vorzüglich Milch, Apfelsinen, Obst und Süßigkeiten.

(Schluß folgt).

Die sieben Schwaben.

(Zu dem Gemälde von Ernst Würtenberger).

Wenn wir in unserer Zeitschrift dem alten Märchen der Brüder Grimm „Die sieben Schwaben“ Raum geben, so haben wir damit keineswegs die Absicht, uns über unsere Nachbarn im Schwabenland lustig zu machen, sondern einzig die, unsern Lesern und Gönnern das treffliche Gemälde eines Künstlers und Kunstlehrers vorzuführen, durch das sich dieser bald nach seinem Auftreten in Zürich hierorts bemerkbar gemacht hat. Das Bild hat, wie auch die zugleich im hiesigen Künstlerhaus ausgestellten Porträts, die Aufmerksamkeit der Besucher angezogen. Die Schwaben sind uns ja im Gegenteil liebe Nachbarn, wir schätzen ihren Gewerbsfleiß, haben eine hohe Achtung vor ihrem trefflich geführten Staatswesen, und wir Ostschweizer gehören ja mit einem guten Teil dieser Nachbarn zu einem und demselben Volksstamm, dem alemannischen.

Unser Bild ist eine wohlgelungene Komposition, voll Humor, und zeichnet sich aus durch eine glückliche Wahl und Gegenüberstellung der Farben. Die sieben Männer sind in den engsten Raum zusammengestellt und heben sich doch recht glücklich so wohl von einander als auch von den hellen Wolken ab.

Nach Grimm waren einmal sieben Schwaben beisammen, der erste war Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der sechste der Hans, der siebente Beitle. Die hatten sich vorgenommen, die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher gehen, waren sie mit einem einzigen, aber starken und langen Spieß bewaffnet, den sie alle sieben zusammen anfaßten. Vorn ging der kühnste und männlichste, Herr Schulz, dann folgten die andern nach der Reihe, und der Beitle war der letzte. In unserm Bilde ist Herr Schulz ohne Zweifel der Dicke in der Mitte, im roten Kleid, Jackli vielleicht der links am Boden Knieende, und Beitle wird wohl der mit der dunkeln Pelzmütze zuhinterst sein.

Das erste Abenteuer, das unsere Schwaben bestanden, war das mit der Hornisse, die sie in der Dämmerung auf einer Wiese nicht weit von ihnen brummeln hörten und die ihnen einen argen Schreck einjagte. Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen führte sie ihr Weg durch ein Brachfeld; da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe und hatte die großen gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschrafen sie beim Anblick des graufamen und wilden Tieres insgesamt und hielten

Rat, was zu tun das Wenigstgefährlichste wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setze ihnen nach und verschlinge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie: „Wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!“ und faßten alle sieben den Spieß an, der Herr Schulz vorn und der Beitle hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Beitle aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief:

„Stoß zu in aller Schwabe Name,
Sonst wünsch i, daß ihr möcht erlahme!“

Aber der Hans wußte ihn zu treffen und sprach:

„Beim Clement, du hast gut schwäbe,
Bistst stets der letscht beim Drachehege.“

Der Michal rief:

„Es wird nit fehle, um ein Haar,
So ischt es wohl der Teufel gar.“

Drauf kam an den Jergli die Reihe, der sprach:

„Ischt er es nit, so ischts sei Mueter
Oder des Teufels Stiefbrueder.“

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Beitle:

„Gang, Beitle, gang, gang du voran,
I will dahinte vor di stahn.“

Der Beitle hörte aber nicht drauf, und der Jackli sagte:

„Der Schulz, der muß deß erste sei;
Denn ihm gebührt die Ehr' allei.“

Da nahm sich der Herr Schulz ein Herz und sprach gravitätisch:

„So zieht denn herzhafst in den Streit,
Hieran erkennt man tapfere Leut.“

Da gingen sie insgesamt auf den Drachen los. Der Herr Schulz segnete sich und rief Gott um Beistand an. Wie aber das alles nicht helfen wollte und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst: „Hau! Hurlehu! Hau! Hau!“ Davon erwachte der Has, erschraf und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so selbstflüchtig sah, da rief er voll Freude:

„Boß, Beitle, lueg, lueg, was ischt das?

Das Ungehür ischt a Has!“

Diesen letztern Moment gibt Würtenbergers Bild wieder. Wir sehen links den Hasen in eiliger Flucht. Die sieben Helden aber erholen sich schon wieder etwas von ihrem Schrecken.

C. E.